



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2006

Sprache und Denken in China und Japan: Einleitung

Behr, Wolfgang ; Roetz, Heiner

Other titles: Language and Thought in China and Japan: Introduction

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-113961>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Behr, Wolfgang; Roetz, Heiner (2006). Sprache und Denken in China und Japan: Einleitung. *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung*, 30:5-9.

SPRACHE UND DENKEN IN CHINA UND JAPAN

Einleitung

Wolfgang Behr und Heiner Roetz

Dass der Sprache im Prozess der Erkenntnis keine tragende Rolle zukomme und sie wenig mehr sei als ein Werkzeug zum Ausdruck des unabhängig von ihr sich vollziehenden Denkens, war bis in die Neuzeit hinein eine in China wie im Westen weithin geteilte Überzeugung. Erst die sprachvergleichenden Arbeiten Wilhelm von Humboldts (1767–1835) haben sie nachhaltig erschüttert. Für Humboldt ist die Sprache kein „Mittel, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken“ (Humboldt 1994a: §20). Sie ist das „bildende Organ des Gedankens“ (Humboldt 1836: 66), und dies in muttersprachlich je spezifischer Weise. Die Verschiedenheit der Sprachen ist damit „nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“ (1994a: §20). Die indirekt durch Humboldt beeinflusste, weniger philosophisch reflektierte aber nicht minder wirkungsmächtige moderne amerikanische Variante dieser Theorie ist das so genannte linguistische „Relativitätsprinzip“ Benjamin Lee Whorfs (1897–1941) (Whorf 1963).

Humboldt demonstriert die folgenreichen Unterschiede des Sprachbaus unter anderem an der typologischen Kontrastierung der formenarmen „isolierenden“ mit den formenreichen „flektierenden“ Sprachen. Hierdurch gerät namentlich das Chinesische in eine Antiposition zum Indoeuropäischen. Beide Sprachformen bilden laut Humboldt „zwei fest Endpunkte“ im „ganzen uns bekannten Sprachgebiete“, die allerdings einander an „Angemessenheit zur Geistesentwicklung“ nicht gleich sind (Humboldt 1836: 342). Die chinesische Sprache führt nicht nur zu einer anderen, sondern auch zu einer in letzter Konsequenz unterlegenen „Denkform“. Eine ähnliche Hemmung der Einbildungskraft schreibt Humboldt der chinesischen „Begriffsschrift“ im Unterschied zur Buchstabenschrift zu (Humboldt 1994b).

Humboldt wird hiermit zum Begründer eines der bedeutendsten heuristischen Paradigmen der Wahrnehmung Chinas. Es bezieht seine Anziehungskraft aus der Suggestion, das „Wesen“ der chinesischen Kultur aus der Struktur der Sprache und damit auf dem Wege einer einfachen Deduktion erschließen und zudem noch die weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen dem Westen und China in ihrem bisherigen Ausgang erfassen zu können. Auf den westlichen Diskurs antwortet mittlerweile ein methodisch gleich verfahrenender chinesischer Gegendiskurs, der mit jenem die Befunde grundsätzlich teilt, sie aber anders wertet.

Über China hinaus betreffen die linguistisch fundierten Kulturthesen auch Ostasien im Ganzen. Zwar gehören Japan und Korea anderen Sprachfamilien an, doch stehen sie im Wirkungsbereich Chinas und insbesondere seiner Schrift. Zweifellos ist aber China das bevorzugte Objekt der vergleichenden Untersuchungen zu Spra-

che und Denken gewesen. Auch der vorliegende thematische Schwerpunkt des *Bochumer Jahrbuchs zur Ostasienforschung* ist vor allem China gewidmet.

Heiner Roetz wirft zunächst einen Blick auf die historische Herausbildung des linguistischen Paradigmas der westlichen China-Rezeption seit dem 18. Jahrhundert. Es folgt eine systematische Zusammenstellung einschlägiger Theoreme aus der sinologischen und philosophischen Literatur, unter Fokussierung auf grammatik- und schriftbezogene und, zugleich ethisch relevante Befunde, die häufig mit „Defizienzpostulaten“ (Lang 1981) verbunden sind. Als Leitfaden dient die These des Indogermanisten und Sprachphilosophen Johannes Lohmann (1895–1983), dass das Chinesische im Unterschied zum Indoeuropäischen die „absolute ontologische Indifferenz“ (1965: 137) verkörpere, mit erheblichen kultur-, ja, weltgeschichtlichen Folgen. Alle im Spiel befindlichen einschlägigen Behauptungen über die chinesische Sprache und Schrift lassen sich der Sache nach als Varianten dieser These verstehen, wobei ihre Genese weiter zurück reicht und Lohmanns Arbeiten kaum direkt rezipiert worden sind. Der abschließende Teil des Beitrags untersucht die Stichhaltigkeit der sprachrelativistischen Argumente. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Indifferenz-Annahmen und das auf sie aufbauende essentialistische Bild der chinesischen Kultur nicht haltbar sind, zum einen, weil sie von der falschen Voraussetzung ausgehen, dass das Chinesische keine Morphologie gekannt habe, zum anderen schon deshalb, weil sie die linguistische Komponente der Sprache auf Kosten der kommunikativen verabsolutieren.

Von den „klassischen“ Einfallstoren für deterministische Defizienzdiskurse in Bezug auf ostasiatische Sprachen – ideographische Schrift, fehlender Satzbegriff, Tempus-, Modus- und Numerusindifferenz – bzw. das jeweils mit diesen verbundene Problem der Übersetzbarkeit, werden in den weiteren Beiträgen drei näher beleuchtet.

Dem Missverständnis, dass es sich bei der chinesischen Schrift um eine pikto- oder gar ideographische Schrift handle, geht der Beitrag von William Boltz nach. Weder existierten, so Boltz, gute Gründe anzunehmen, die chinesische Schrift sei – wie übrigens auch die altägyptische oder sumerische – aus bildlich ihre Gegenstände abbildenden Vorläuferformen durch graduelle Abstraktion entstanden, noch ist die Verwendungsweise von ikonischen Elementen innerhalb der voll ausgebildeten Schrift seit der Periode der Orakelknocheninschriften *piktographisch* im Sinne der Peirceschen Zeichentrichotomie. Vielmehr fällt die Verwendung ikonischer Repräsentationen zu glottographischen Zwecken in den von Peirce als *indexikalisch* bezeichneten Typus. Die erst durch sie gegebene Möglichkeit einer Assoziation ikonischer Repräsentationen mehrerer semantisch verwandter oder metaphorisch verbundener Gegenstände durch dasselbe Graphem ist zugleich Grundlage für die Existenz polyvalenter Zeichenlesungen in frühen Schriftsystemen, die in der folgenden Schriftentwicklung rasch abgebaut werden und retrospektiv nur noch in Ausnahmefällen zu erfassen sind. Wenn aber der Begriff der „Piktographie“ weder phylogenetisch noch systematisch einen sinnvollen Platz innerhalb der Charakterisierung eines nicht-alphabetischen glottographischen Schriftsystems hat, so

müssen auch die an ihn geknüpften Thesen von einer Indifferenz von Ausdruck zum Ausgedrücktem und deren vermeintlichen Folgen für die mangelnde Distanz des Individuums in China zu seiner Sprache und sich selbst fallen.

Der Beitrag von Wolfgang Behr geht in einer typologisch-diachronen Studie einem weiteren Defizienzpostulat nach, welches die Möglichkeit der Formulierung kontrafaktischer Sätze in Frage gestellt hatte, die konstitutiv für utopisches Denken und mithin für rationale Selbstreflexionen sind und in ihrer Anwendung auf vergangene Ereignisse grundlegenden Einsichten in Scham, Schuld und Bedauern erst ermöglichen. Anhand einer Auswahl von Beispielen wird gezeigt, dass die explizite Formulierung von Irrealis-Sätzen nicht nur möglich war, sondern morphologisch transparent durch Setzung einer nicht-indikativischen Kopula in der Protasis konstruiert werden konnte, die verschiedene lexikalische Exponenten hat. Solche „direkte“ Markierung von kontrafaktischen Bedingungen stellt eine nicht nur im Chinesischen anzutreffende Alternative zur Verwendung von Nicht-Präsenstempora oder räumlichen Dissoziativ-Markern in anderen Sprachen dar, wodurch das irreale Ereignis semantisch-pragmatisch im Sinne einer Aussagebehauptung und nicht als Implikatur gekennzeichnet wird. Auch dieses Verfahren ist zudem *unabhängig* vom Reichtum einer Sprache an derivationeller oder flektierender Morphologie und taugt somit schwerlich zur Begründung einer wie auch immer gelagerten „Andersartigkeit“ hypothetischen Denkens in China.

Anhand des Problems der Übertragung von zwei japanischen „Bandwurmsätzen“, einmal aus der politischen Alltagskommunikation, einmal aus dem Bereich der ernsten Literatur, zeigt der Beitrag von Jens Rickmeyer im kontrastiven Vergleich mit dem Deutschen und Englischen, dass die lineare Struktur einer Äußerung in der Zeit, im Zusammenspiel mit sprachlichen Stellungsgesetzen für die einzelnen Satzkonstituenten, direkten Einfluss auf die Möglichkeit der Übertragung nimmt. Zwar sind paraphrasierend stets Wiedergaben möglich, die den Inhalt einer Äußerung in die Zielsprache transportieren, jedoch nur unter Verlust der zeitlichen Anordnung einzelner Gedankeninhalte und der von ihnen evozierten ästhetischen oder pragmatischen Wirkungen. Im Prozess der Übertragung, insbesondere des mündlichen Dolmetschens, müssten Übersetzungen zwischen strukturell unterschiedlichen Sprachen daher letztlich inadäquat oder unvollständig im Hinblick auf den Erhalt der ausgangssprachlichen Zeitstruktur bleiben (wenn auch nicht so inadäquat wie jene einiger der zitierten Übersetzer). Sie erforderten zudem an jeder Zäsur des noch unabgeschlossenen Satzes neue, vor Erscheinen der satzfinalen Prädikate stets „falsche“ Zwischenkonstruktionen der momentan nur *erwarteten* Satzaussage. Welche Konsequenzen solche Fehlanpassungen zeitlicher Strukturen für das Denken haben, wäre allerdings erst noch zu klären.

Mit diesen Beiträgen seines thematischen Schwerpunkts kann das *Bochumer Jahrbuch* nicht mehr als ein Schlaglicht auf das vielschichtige Thema Sprache und Denken in Ostasien werfen. Es ist zu hoffen, dass die Auseinandersetzung an anderer Stelle fortgeführt wird. Denn der sprachrelativistische Ansatz gehört zweifellos

zu den wichtigen, angesichts seiner Implikationen aber zu selten thematisierten Paradigmen der Ostasienforschung.

Literaturverzeichnis

Humboldt, Wilhelm v. (1836): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Dümmler.

— (1994a): „Über das vergleichende Sprachstudium“. In: *Über die Sprache. Reden vor der Akademie*. Tübingen, Basel: Francke.

— (1994b): „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“. In: *Über die Sprache. Reden vor der Akademie*. Tübingen, Basel: Francke.

Lang, Heribert (1981): *Die chinesische Sprache und das sprachliche Relativitätsprinzip*. Unveröffentlichte Dissertation, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt (M.).

Lohmann, Johannes (1965): *Philosophie und Sprachwissenschaft*. Berlin: Duncker und Humblot.

Whorf, Benjamin Lee (1963): *Sprache, Denken, Wirklichkeit*. Reinbek: Rowohlt.